

Christoph Hein
Was mir zum Glück fehlt

Illustriert von Gerda Raidt

Insel-Bücherei Nr. 1563



Christoph Hein
Was mir zum Glück fehlt

*Die schönsten Geschichten
einer alten Schachtel*

Mit Illustrationen von Gerda Raidt



Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1563

© Insel Verlag Berlin 2026

Inhalt

Die alte Schachtel ...	9
Die schöne Lukretia ...	17
Der schlaue Koffke ...	20
Onkel Barbul ...	35
Die kluge Kathinka ...	52
Die wahre Geschichte von der klugen Kathinka ...	59
Ferdinand, der Bummelletzte ...	62
Ebba, die kleine Meerjungfrau aus Schweden ...	76
Das Lebkuchenhaus ...	85
Friedrike und Tacke ...	96

Was mir zum Glück fehlt



Die alte Schachtel



Im Haus meiner Eltern – nein, ich muss anders beginnen, denn meine Eltern besaßen kein Haus. Sie besaßen sehr viel, aber kein Haus. Sie hatten viele Kinder, sechs insgesamt oder sieben, so genau wusste das keiner, denn keiner wollte alle ständig durchzählen. Und ein Durchzählen aller in den Zimmern vorhandenen Kinder hätte auch wenig gebracht, da immer ein paar Freunde der Kinder zu Besuch waren und bei den Mahlzeiten auch mit am Tisch saßen. Nur wenn ein Mädchen, das gar nicht dazugehörte, von meiner Mutter einen Kuss bekam und dann »igittigitt« schrie und sich heftig den Schmatz abwischte, oder wenn einer der Besucher eine Kopfnuss erhielt und daraufhin erklärte, es sei nicht die feine englische Art, Gäste zu schlagen, dann wussten alle, die und der gehörten nicht dazu.

Einmal im Jahr ließ Vater die ganze Familie von einem Fotografen fotografieren, aber wer nun glaubt, man müsse nur die Köpfe auf dem Foto zählen, irrt. Immer waren auf

den Fotos hier und dort ein paar Köpfe zu sehen, bei denen es sich niemand erklären konnte, wie sie auf das Familienfoto gekommen waren. Meine Eltern waren darüber aber nicht beunruhigt. Mutter sagte, im Ernstfall müsse man nur auf das Standesamt gehen, dort wäre genau verzeichnet, wer zu unserer Familie gehöre und wer nicht.

Aber niemand von uns erkundigte sich auf dem Standesamt danach, es gab ja nie einen Ernstfall.

Ein Haus besaßen meine Eltern nicht, dafür hatten sie viele Betten und viele Schuhe und Pudelmützen und Zahnbürsten und viele Nachttöpfe. Sie besaßen also wirklich allerhand, nur ein Haus eben nicht. Irgendwie hat es dafür nie gereicht, denn es musste immerfort irgendetwas anderes eingekauft werden, Hosen und Hemden und Kartoffeln und Hustensaft und noch so allerlei.

Einiges fehlte, um glücklich zu sein. Außer dem Haus fehlten ein schöner Garten und etwas mehr Geld, um nicht jeden Tag jeden Groschen dreimal umdrehen zu müssen. Dafür fehlte glücklicherweise anderes, wie schlimme Krankheiten oder triste Langeweile oder eine bedrückende Einsamkeit, worüber alle froh waren.

Mit den Schuhen war es ja nicht so schlimm. Jedes Jahr bekam der mit den größten Füßen ein paar neue Schuhe

geschenkt, und dafür schenkte er seine alten Schuhe dem zweiten Bruder, und der seine dem dritten, und der schenkte seine der Schwester und so weiter.

Schwieriger war es mit den Hosen. Die waren nach einem Jahr so durchlöchert, dass selbst ein weiterer Flicker die vielen Löcher nicht zusammenhalten konnte. Und so brauchten alle sechs oder sieben Kinder jedes Jahr ein paar neue Hosen oder ein neues Kleid. Und natürlich Zahnbürsten und Seife und Marmelade und und und. Es kommt so einiges zusammen, wenn eine Familie so groß ist.

Fangen wir anders an:

In dem Haus, in dem meine Eltern eine Wohnung gemietet hatten, gab es oben, ganz oben, dort wo das Haus zu Ende ist, einen Dachboden.

Eigentlich durfte man ihn nicht betreten, denn er war alt und baufällig und der Staub lag einen Zentimeter dick. Wer auf den Dachboden trat und nicht aufpasste, konnte durch eine faule Diele brechen. Wir gingen trotzdem heimlich hoch, denn es gab da oben die schönsten Dinge zu entdecken. Dort stand eine alte Holztruhe, in der wunderliche alte Kleider lagen. Es gab einen zweitürigen Schrank, vollgestopft mit dem hölzernen Werkzeug einer alten Tischlerei. Daneben stand ein Regal mit Stapeln von staubigen



Büchern, Akten und Papieren. Zwischen ihnen fand ich zerfledderte Bilderbücher und dicke Romane, gedruckt in einer altertümlichen Schrift, Alben mit Fotos und bunten Einsteckbildern und in bunten Stoff eingebundene Tagebücher. Hinter den Möbeln gab es im Staub und Dreck manches zu entdecken. Und dort fand ich auch die alte Schachtel.

Sie war aus Holzspan gefertigt und bunt bemalt mit kleinen Vögeln und Blüten, mit rosa Wolken und einer Tanzmaus im Tüllkleid. Die Bilder waren verblasst und man musste gute Augen oder eine gute Brille haben, um jedes Blütenblatt und Vogelbein erkennen zu können. Dennoch war die alte, verstaubte Schachtel sehr hochnäsigt, so als sei sie noch immer jung und taufrisch und werde von allen umschwärmt und bewundert. Sie tat sehr von oben herab. Es war wirklich eine hochmütige alte Schachtel. Und dabei hatte sich seit Jahren keiner um sie gekümmert. Nicht einmal den Staub blies man von ihrem Deckel, und das kränkte sie besonders, denn in ihrer Jugend war sie eine Zierde von Reinlichkeit gewesen und alle Welt hatte sie gelobt, wie blitzblank und hübsch sie sei. Nun stand sie griesgrämig und grau in einer Ecke des Dachbodens. Der Dreck der Schwalben belästigte sie, und ab und zu versuchten Mäuse an ihr zu nagen.

Als Nachbarschaft hatte sie ein geborstenes Sofa, das immerzu vor sich hin knarrte, und einen Stuhl, dem ein Bein fehlte und der darauf sehr stolz war, weil er nun ein Invalide sei und Anspruch auf eine Invalidenpension habe und auf einen Stehplatz im Invalidendom. Und rechter Hand lag eine verbeulte Kupferkanne, die konnte die schönsten Küchenlieder singen. Doch die alte Schachtel, die ihr Leben nur auf den feinsten Vertikos verbracht hatte, unterhielt sich nicht mit ihr, und über die Küchenlieder rümpfte sie lediglich die Nase. Es schicke sich nicht, meinte die Schachtel, mit Küchenpersonal Umgang zu haben.

Die alte Schachtel hatte einmal bessere Tage gesehen und mochte sich nicht damit abfinden, wie alter Plunder weggeworfen zu werden. So ist zwar der Lauf der Welt, man steigt und man fällt, aber so schön das eine ist, so schwer ist das andere. Wer einmal auf die Nase gefallen ist, weiß, wie weh das tut, und wird nicht über eine alte Schachtel spotten, die sich nicht mit einem verdreckten, finsternen Winkel abfinden kann und in ihren Erinnerungen lebt.

Wahre Schönheit ist innerlich, pflegte die alte Schachtel zu sagen, und jeder, der sie sah, musste ihr schon deswegen recht geben, weil sie äußerlich recht unansehnlich geworden war.

Aber sie hat recht: In einem Haus, auf dessen Dach Schnee liegt, kann trotzdem ein heißer Ofen stehen und unter einem löchrigen Hut ein heller Kopf stecken.

Innerlich, sagte sich die alte Schachtel, bin ich jung und schön und bewundernswert wie damals. Und das war nichts als die Wahrheit, und wer es nicht glaubt, muss die alte Schachtel nur öffnen. In ihr stecken nämlich Geschichten, alte Geschichten, so alt wie die Schachtel. Es sind lustige und traurige Geschichten, spannende und freche, unanständige und einige, die einem, obwohl man sie noch nie gehört und gesehen hat, wie alte Bekannte vorkommen.

Ich glaube, wir haben damals jede Geschichte hundertmal vorgelesen bekommen oder selber gelesen, und jeder von uns hatte eine Lieblingsgeschichte, und zwar jeder eine andere. Die Lieblingsgeschichte der alten Schachtel war die besonders traurige Geschichte von der klugen Kathinka. Immer wenn sie diese Geschichte las, weinte sie ein paar Tränen und war glücklich. So sind alte Schachteln.

Irgendwann wurden wir größer, wir wurden alle erwachsen und vergaßen die alte Schachtel auf dem Dachboden. Als ich heiratete und mit all meinen Sachen umzog, fiel sie mir wieder in die Hand. Ich versuchte sie zu öffnen, aber ich hatte vergessen, wie man sie öffnen konnte. Erst viel

später, da hatte ich selbst bereits Kinder, entdeckte ich das winzige Schlüsselloch. Doch um die Schachtel zu öffnen, fehlte mir der Schlüssel, er war irgendwie verloren gegangen. So konnte ich nur durch das winzige Schlüsselloch hineinlugen, aber da war natürlich wenig zu erkennen und lesen konnte ich die Geschichten auch nicht.

Viele Jahre später fand ich eines Tages vor meinem Haus im Schnee einen winzigen goldenen Schlüssel. Ich ahnte sofort, dass dies der vermisste Schlüssel sein musste, rannte die Treppen hoch, steckte ihn in das kaum sichtbare Schlüsselloch und, welche Freude, der Schlüssel passte und der Deckel der Schachtel öffnete sich. Und da hatte ich sie endlich wieder, die schönsten Geschichten der alten Schachtel.

Und als ich die alten Geschichten wieder in die Hand nahm und sie las, bemerkte ich, dass in ihnen alles steht, was ich von der Welt weiß, und auch alles, was mir zum Glück fehlt.

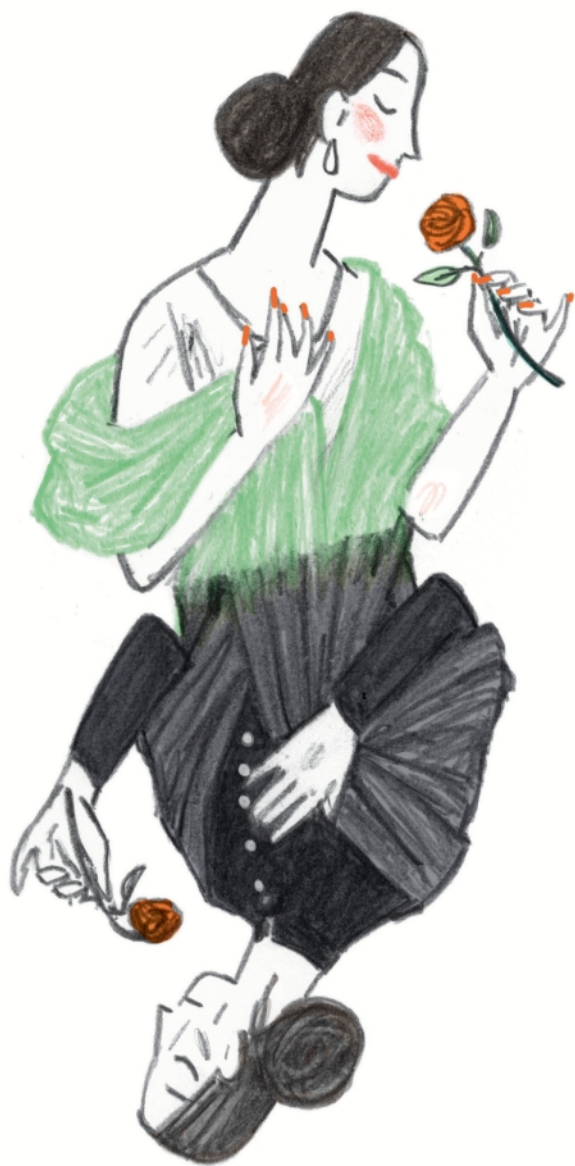
Die schöne Lukretia



Es war einmal ein Mädchen, das Lukretia hieß und so schön anzusehen war, dass alle Welt es lieben musste und mit ihm tanzen wollte. Wer keinen Tanz, sondern einen Korb von der Schönen bekam, versuchte doch zumindest ein paar Worte mit dem Mädchen zu sprechen. Und diejenigen, die mit Lukretia nicht einmal reden konnten, stiegen auf die Stühle, um sie besser sehen zu können.

So ging es gut und so ging es immer besser und vergnügter zu, und übers Jahr bekam das Mädchen eine Tochter, die so schön und lieblich war wie ihre Mutter. Niemand konnte das kleine Kind ansehen, ohne ihm gut zu sein. Die junge Mutter liebte ihr Kind über alles in der Welt, und jedermann, der die beiden sah, meinte, die schöne Lukretia sei noch schöner, seit sie Mutter geworden war.

Aber wie es zugeht in der Welt und wenn eins ein anderes so über alle Maßen liebt: als das Kind fünf Jahre alt war,



wurde es krank und lag schließlich auf den Tod. Alle Ärzte wurden gerufen, aber keiner von ihnen konnte sagen, was dem Kind fehlt, und niemand fand ein Mittel dawider.

Es vergingen keine zwei Wochen, und die junge Mutter konnte ihr Kind zum Friedhof tragen. Und wie sie zuvor ihre Tochter umsorgt und geliebt und geküsst hatte, so hatte sie nun genug Grund, um das tote Kind zu weinen, und fand reichlich Zeit dafür.

Denn fürderhin wollte niemand mit Lukretia reden und sie zum Tanz führen schon gar nicht. So angenehm anzuschauen wie das Jahr zuvor war sie nicht weiter, und eine Schönheit war sie überdies nicht mehr. Auch machten der Kummer und das Jammern um das tote Kind die junge Frau nicht eben lieblicher, so dass jedermann rasch die Straßenseite zu wechseln suchte, wenn er ihr begegnete. Obendrein sprach alle Welt hinter ihrem Rücken, dass es mit ihrer Schönheit, auf die sie sich so viel einbilde, nicht weit her sei. Bald sprach keiner mehr von dem Mädchen ein gutes Wort, und bald darauf auch keiner mehr ein böses Wort. Man kümmerte sich nicht weiter um sie.

Und wozu auch?